

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

275 (24.11.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 47

nünftig, bis seine Tierzellen der Krankheit Herr geworden sind. Dann lebt das ganze Individuum wieder auf. Oder wenn es sich einen Splinter in den Fuß getreten hat, dann hebt es den Fuß und geht auch an die einzig richtige Quelle, das Menschlein, das es oft Kägel und Splinter aus der Wunde hat ziehen sehen, und zeigt ihm den Splinter in dem Fuß. Wenn das Tier aber nicht wieder gesund wird, dann kriecht es erst recht in einen Winkel und wartet, bis die Zellen seines tierischen Leibes aufhören, sich zu bewegen, zu leben. Es klagt nicht und es weint nicht und es erdacht keine göttliche Hilfe und keine himmlische, keine menschliche und auch keine tierische. Sondern nur das Sterben, das selbstverständliche Sterben.

Oder noch mehr: Mensch, der du das Tier nicht liebst, sieh' einmal, wie das Tier gedient! Es braucht keine Gebarme und keine Wärterin und keinen Arzt und keine sterilisierte Milch und kein Wochenbett. Das weibliche Tier jagt einfach das Männchen von sich fort. — was geht das Männchen die ganze Sache an? — und die Mutter hält nicht den Hals ihres Mannes umschlungen und weint nicht und schreit nicht. Es ist auch nicht gar zu stolz darauf, daß es so etwas geleistet hat. Der Tiervater tut auch nicht so, als hätte er die Geburtschmerzen durchgemacht, wie es sein menschlicher Kollege nicht zu selten tut. Nein, das Tier kriecht in einem Winkel, wo es auch keine Jungen gleich warm hinlegen und zudecken kann, und dort gebiert es einfach seine Jungen. Dabei hat es genau so Schmerzen, wie dein Weib, o Mensch! Und wenn das Männchen zu ihm kommen will, dann wird es von Weibchen fortgejagt: Gehe deine Wege, Wüstling! Ganz fauber und adrett pflegt die Tiermutter ihre Kinder, ohne daß dazu eine Bett- und Wäschehausfrau von 6000 Mark nötig gewesen wäre.

Ja, ihr Menschen, die ihr keine Tiere leiden mögt, wißt ihr das alles? Ihr seid ja sonst verflügelt Leute und seid, bezichtigt mir, solche Epochen, daß ihr euch gar nicht die Mühe nehmt, das zu sehen und kennen zu lernen. Und dann, bezichtigt mir wieder, habt ihr einen solchen Dunkel über euer Menschtum. Ja gerade weil ihr nicht wißt, wie viel mehr die Tiere sind, deshalb habt ihr solchen Dunkel, indem ihr glaubt, ihr lebet ewig oder für die Ewigkeit. Für euch sei alles geschaffen, Pflanzen und Tiere. Und ihr kennt die Tiere nicht, die lebendigen, mit ihrer Seele, ihrem Leben. Nur ihre Leichname kennt ihr, die ihr euren menschlichen Magen einverleibt. Nur mit eurem Darm und Magen kennt ihr die Tiere. In eurem Magen und Darm liegt eure ganze Tierwissenschaft. Und ist es nicht ein schmächtliches, eine solch ungeheure Wissenschaft, ein so tiefes Erkennen nur mit dem Magen zu pflegen? Gerade ihr, die ihr euch auf euren Verstand so viel einbildet, solltet euch doch wenigstens die Mühe geben, diesem etwas einzuerleben, was er noch nicht kennt. Ihr seid gar keine richtigen Menschen, wenn ihr nur Bücher lest und Bücher redet und Bücherwürmer seid und euch niemals Gedanken gemacht habt über die kleinen Furchen, die die alten Bücher durchziehen; die kleinen Furchen, die von echten Bücherwürmern eingegraben worden sind. In euer ganzes, großes, kleines tausendjähriges Wissen in den Büchern. ... Ein echter Bücherwurm frisst mit seiner Familie eure ganze Wissenschaft auf!

Ihr seht also, Tiere kennen, heißt sich für sie interessieren. Euer Interesse aber läßt euch sie achten, und wenn ihr erst einmal dazu gekommen seid, sie kennen zu lernen, euch für sie zu interessieren, sie zu achten, paßt auf, eines Tages seid ihr verwundert und beschämt, daß ihr euch eine solch große Welt habt einsehen lassen, und dann zieht auch in euch die Liebe ein für eure Mittiere. Und glaubt mir, der ich die Tiere liebe: ein einziges lebendes Tier um euch herum, und sei es eine Spinne in ihrem Web, eine Maus auf dem Fußboden, ein Papagei auf einer Stange oder eine Raube in eurem Zimmer, ein Hund zu euren Füßen — ein einziges Tier um euch zeugt in eurem Verstand mehr Gedanken und in eurem Herzen mehr Gefühle, als hundert Cafégelassen und tausend Kettenschlingen oder viele Bierneipen mit Stat oder Politz — mehr als hundert Wesensformen unter euren Mitmenschen, die erschrecken, wenn eine Maus sich im Zimmer rührt, die ein Gespenst sehen, wenn eine Raube erscheint. Weist diese Mitmenschen von euch, die keine sind, ein ganzes Duzend solcher Menschen und noch eines, und nehmt euch ein Tier, eine warme, weiche Raube auf den Schoß und laßt aus deren Augen und hört aus ihrem Schurren und sieht aus ihrem Weichen, fontenen Haar, daß das Tier ein Geschöpf ist, eine Kreatur, ausgestattet mit all dem, was auch ihr seid. Und daß das Tier klüger ist als viele eurer Mitmenschen, und daß es eine feineren größten Augen ist, daß es nicht spricht. Wenigstens nicht mit Worten, die bei den Menschen oft nur Wichtigt sein können.

Ober geht den armen Menschen, denen bei ihrer Erziehung nichts von den Tieren gesagt wurde, — es gibt solche arme, bedauernswerte Menschen — die Tiere und ihre Seele und sie werden euch danken, daß sie nun erst rechte Menschen geworden sind, da sie die Tiere kennen. Und da sie die Tiere kennen, lieben sie diese und sie behauern die Menschen, die keine Tiere lieben.

Allerlei.

Die Wunder des Tiefsees. Aus London wird berichtet: Die Expedition zur Erforschung des Indischen Ozeans hat eine Reihe von höchst interessanten Entdeckungen über die Wunder des Tiefsees gemacht. Wichtig vor allem ist die Feststellung, daß alle Riffe sich nach außen hin in derselben Art verhalten, wie sich am Fuße eines Gletschers die Moräne bildet. Alle diese Riffmassen waren über und über mit Tieren und Gewächsen der verschiedensten Art bedeckt. Schwärme Korallenstämme von zwei Meter Höhe — es ist dies die seltenste Art — umtete die Expedition sich verschaffen. Die Riffe waren hauptsächlich von weißen Korallen gebildet.

Von Wichtigkeit waren besonders mehrere Arten von Tiefseefischen, die zu Tage befördert wurden. Einige hatten riesengroße Augen, andere nur solche von der Größe eines Stednadelkopfes, wieder andere hatten überhaupt keine Augen. In Meeren in einer Tiefe von 2500 Faden finden sich bis zu 1200 überall reichlich lebende, schwimmende Tiere, die die Nahrung von Walfischen bilden. Auch eine Art Tiefseefisch wurde aus der Tiefe herausgeholt; ebenso Regenwürmer und 2 Meter lange Tiefseefingerringel. Von diesen waren einige blind, während die anderen große Augen hatten, fast alle aber waren mit phosporhaltigen

enden Organen ausgestattet, da sie in einer Tiefe leben, in der völlige Finsternis herrscht.

ast. Kauschen in den Wolken wird öfters bei Hagelfall bemerkt und gewöhnlich in diesem Zusammenhange erklärt. Friesenhof hat aber nach einer Mitteilung in der Meteorologischen Zeitschrift gelegentlich des Vorbeizuges eines kleinen Gewitters fast eine halbe Stunde lang ein sehr starkes Kauschen in der Wolke beobachtet, ohne daß der Wolke Hagel entstammte. Dem der minimale unter der Wolke sichtbare Regenschleier war derart zart, daß erliche dahinter befindliche kleinere Cumuluswolken unausgesetzt in allen Einzelheiten ihrer Zeichnung und Schattierung sichtbar wurden. Zudem hat dieser feine Regen kaum eine Viertelstunde gedauert, später war es unter der rauschenden Wolke vollkommen klar-blau. Es blieb daher nur übrig, das Kauschen durch den sehr starken Wind im Bereiche der Wolken zu erklären. Die Gewitterwolke war 3 bis 4 Kilometer entfernt. Diese Beobachtung würde Friesenhofs Annahme stützen, daß das Erschären überhäufter Regentropfen zu Eis bei deren Aufschlagen auf eine durch starken Wind unterhalb der regnenden Wolke nach bewegten Luftschicht geschieht. Seiner Beobachtung gemäß mußten in der Wolkenregion sehr starke wogende Sturmflutströme vorkommen. Unter dieser Annahme ist es erklärlich, daß jeder Hagelfall von solchem Kauschen begleitet ist, nicht aber jedes Kauschen von Hagelfall.

Aus der Urzeit Ceylons. Es gilt für eine fast unumstößliche Tatsache, daß Ceylon einst mit dem indischen Festlande verbunden gewesen sei. Eine Reihe von Sandbänken, die von der Nordküste der Insel zum Cap Comorin sich erstreckt, gilt für den Rest der ehemaligen Verbindung. Bei den ostindischen Christen heißt diese Dünentette die Adamsbrücke, nach der Hindu Sage gab es hier in der Urzeit kein festes Land. Wie hätte sonst Rama, als er zur Eroberung von Lanka auszog, nötig gehabt, vom Festlande zur gegenüberliegenden Küste eine Brücke zu schlagen? Diefelbe Sage läßt Lanka nicht als eine Insel wie das heutige Ceylon, sondern als einen Teil eines großen Kontinents erscheinen. Zu Anfang der Tertiarperiode, als das nördliche Asien und ein großer Teil Indiens noch vom Meer bedeckt gewesen sei, soll Südinbien ein großes Festland gebildet haben, mit so weiter Ausdehnung nach Westen und Osten, daß Malakka mit Arabien verbunden gewesen sei. Abgesehen von der Verschiedenheit der geologischen Formation liefert auch die belebte Natur Belege, daß Ceylon und der größte Teil von Indien kein zusammenhängendes Ganzes dargestellt haben. Auf Ceylon gibt es ebensowohl Pflanzen als Tiere, und zwar Vierfüßler, Vögel, Insekten und Metastellen, die auf dem indischen Festlande nicht vorkommen. Dagegen finden sich Arten und Gattungen, die mit jenen der malayischen Gebiete oder Inseln des östlichen Archipels die nächste Verwandtschaft haben und ihnen zum Teil identisch sind. Der Tiger, eine der Landplagen Indiens, fehlt auf Ceylon. Diefem letzteren eigenständig ist der Dungong, ein pflanzenfressender Cetacee, dessen Kopf einige Ähnlichkeit mit dem Menschenkopf hat und der daher die Veranlassung zu den Sagen von den Meerweibern gewesen sein könnte. Auch der singhalesische Elefant ist ein Beweis für die Richtigkeit der Theorie. Es war unrichtig, daß man die Elefantenarten auf zwei, die afrikanische und indische, beschränkte. Es gibt noch eine dritte grundverschiedene Art, die außer auf Ceylon auch auf Sumatra verbreitet war.

Die Drachenhöhle von Majorca. Eine der interessantesten Höhlen der Erde ist die Drachenhöhle auf der Insel Majorca, die von dem bekannten Höhlenforscher Martel genau erforscht worden ist. Während diese im tertären Kalkstein gelegene unterirdische Grotte bisher nur bis zu einer Tiefe von 800 Metern bekannt war, ist es Martel gelungen, zwei Kilometer weit in das Innere vorzudringen. Dabei wurde ein See von 177 Metern Länge, 30—40 Metern Breite und 4—9 Meter Tiefe entdeckt, einer der größten unterirdischen Seen, die man bis jetzt kennt. Das Merkwürdige an der Drachenhöhle ist ihr Zusammenhang mit dem Meere, dessen Wasser durch zwei Öffnungen in die Höhle Zugang hat. Die eine ist die Taubengrotte, deren Eingang 40 Meter breit und 10 Meter hoch ist. Nach dem Innern zu verengt sie sich derart, daß dem Menschen ein Vordringen in die Höhle unmöglich wird; nur das Meerwasser fließt hier bei hohem Stand Zutritt in das Innere. Alle Teile der Höhle, die mit dem Meere in Verbindung stehen, sind mit Kumpeln von stehendem Wasser bedeckt. Obgleich keine Spur von einem unterirdischen Fluß entdeckt wurde, muß doch das Süßwasser vom Lande her Zutritt haben, da der erwähnte große See nur sehr schwachsalzig ist. Ist bei einem heftigen Sturm besonders viel Meerwasser in die Höhle gedrängt worden, so fließt dasselbe nach dem Sturm durch die vorhandenen Spalten wieder nach dem Meere hinaus, nachdem es den größten Teil seines Salzes in der Höhle zurückgelassen hat. Dieser Charakter der Drachenhöhle als einer „Meeresgrotte“ macht sich zu einem einzigartigen Naturbild für ganz Europa. Die Höhle ist auch nicht ganz unbesetzt; Martel fand in derselben eine Anzahl blinder Insekten, dagegen blieb die Suche nach Fischen in den Seen der Drachenhöhle ohne Erfolg.

Humoristisches.

Flausibler Grund. „Diesmal ist die Kauferei doch gottlob, nicht gar so blutig verlaufen!“ — Wir: „Ja wissen S', Ehrwürden, b' Leut' hab'n zu dem neuen Baber kein recht's Vertrauen!“

Gut gesagt. Ehemann: „In meinem Kaffee, teuerste Amalie, ist eine Fliege drin! Hast du was dagegen, wenn ich sie herausnehme?“

Verpflichteter (dessen hochverehrtes Anwesen in Flammen steht): „Sakra, die löschen wie die Teufel — mach', Alte, hol' eahna rasch a Bier!“

Einfach und sicher. Lehrer: „Woran erkennt man die giftigen Schwämme? Nun, Küller?“ — Junge: „Am Reißscheiden!“ (Regendborfer Blätter.)

Wachhundzeit und Verlog des Wolfes. G. e. d. u. Gie. Sachse 1. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 47.

Karlsruhe, Samstag den 24. November 1906.

26. Jahrgang.

An der Schnitzelmaschine.

Charakterbild aus der verlassenen Welt von M. A. Simáček.
Aus dem Böhmischen übersezt von Franta Šájek.

(Nachdruck verboten.)
Wenzel hatte es nicht beachtet; Lena hatte wenigstens kein Zeichen wahrgenommen, welches darauf gedeutet hätte. Kein Aufblitzen in seinen Augen, keine Bewegung in seinem Gesicht. Lena tat es in der Seele wehe, umso mehr, je mehr ihre Sehnsucht, durch das beständige Anschauen des geliebten Mannes sich steigerte und die Erinnerung an seine Küsse und Liebeslungen und an das Kleingeln mit ihm zurückkehrte. Sollte also ihre abgeriffene Erscheinung nicht wenigstens eine der Ursachen sein, daß Wenzel sich von ihr zurückzog und sie jetzt meidet?

Sie ist ja so demütig, so folgjam, so untertänig vor ihm, er muß es ja doch sehen, daß sie mit der ganzen Seele an ihm hängt; hat er denn gar kein Gebarmen? — Ach ja, sie war früher mandmal so wild und heftig, mochte sogar zu drohen, aber jetzt weiß sie, daß sie damit gefehlt hat und Wenzel vielleicht damit von sich getrieben. Aber haben die letzten Tage ihn nicht schon belehrt, daß sie sich geändert hat, daß sie von nun an geduldig und zahm sein und jetzt nur noch betteln will? — Es bleibt ihr auch nichts anderes übrig, sie muß sich schon so weiter erniedrigen und demütigen. Das ist ihre letzte Waife! — Sie beachtete Wenzels jede Bewegung, verschlang förmlich einen jeden Blick und lauschte gespannt auf jedes Wort, das er mit den anderen sprach. Er schien lustig und hatte selbst für die kleinen Mädchen, die ab und zu bei der Schnitzelmaschine zu tun hatten, einen Scherz, ein freundliches Lächeln, nur für sie hatte er auch, der ärmlichsten Gabe nicht. Es schnitt ihr tief, tief ins Herz hinein.

In der Fabrik, wo es in der Frühe noch empfindlich kalt gewesen, begann eine angenehme Wärme sich auszubreiten. Jarosch's Tona hatte schon ihr Kopftuch losgebunden und abgelegt und die Schuhe ausgezogen. Lena jedoch, deren blaße Wangen durch die Wärme sich auch schon zu röten begannen, legte nichts ab. Immer rechnete sie noch darauf, daß Wenzel es beachtet, wie sie heute gekleidet ist.

„Widel, halt doch ein bißchen Bassier!“ rief Wenzel hinauf, und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Lena hand der Kette am nächsten und sprang mit klopfendem Herzen und geräuteten Wangen zu ihm herunter. Wenzel, der den Wasserkrug in der Hand hielt, wandte sich von ihr ab und rief: „Gole du, Tona!“

Lena glaubte in diesem Augenblick vor Scham und Schande verzinken zu müssen.

„Gäte ich es nicht auch bringen können?“ wogte sie mit leiser, zitternder Stimme zu bemerken.

„Du kümmerst dich um deine Arbeit, Herumtreiberin!“ schmauzte sie Wenzel heftig an.

Alles Leid, das ihr noch auf dem Herzensgrunde schlummerte, wurde bei diesen Worten lebendig und weckte auch noch die vorhandenen Spuren des Jornes, den sie noch nicht zu unterdrücken vermochte. Unwillkürlich ballten sich ihre Hände zusammen, die Lippen preßten sich zusammen und aus den Augen schoß ein Mißhen hervor. Lenas ursprüngliche Wildheit meldete sich, aber ein Blick in Wenzels Gesicht unterdrückte sofort jede heftige Bewegung in ihrem Gemüte und trieb ihr die Tränen in die Augen. Aufs neue gedemütigt und beschämt, groß abgewiesen, stieg Lena wieder die wenigen Stufen hinauf, und kaum daß sie verstanden, ihre aus den Augen quellenden Tränen abzuwischen. Jetzt sah sie ein, daß es ihr nichts nützt, wenn sie sich noch so schön kleidet, und was soll sie also noch tun, worin soll sie noch ihr Heil suchen? — „Herumtreiberin“ hatte er sie genannt. Warum? Wofür? — hat sie sich herumgetrieben, so geschah es nur feinnötigen, damit sie sich mit ihm und er mit ihr erfreute! Und jetzt will er ihr das vorwerfen?

Doch sie will auch das ertragen, vielleicht noch mehr, denn sie will ja geduldig und untertänig sein. Nachdem sie schon soviel erduldet und sich schon soviel erniedrigt und begünstigt hatte, wird sie so ein heftiges Wort auch noch hinnehmen können. Mit Festigkeit und Born würde sie sich nur noch mehr von ihm entfernen, dann darf sie sich auch nicht über ihn so sehr wundern. Die ganze Nacht hat er arbeiten müssen, ist müde und überanstrengt und da braucht man keine leicht auf, da läßt man gerne seine alte Lanne an dem nächsten besten aus. Beliebt wird er später schon freundlich. Durch diese Gedanken beschwichtigt und geküßt, begann sie mit verdoppeltem Eifer ihre Arbeit zu verrichten.

Es war schon gegen Mittag, als der Adjunkt, nachdem er wiederholt die Schmelz geprüft hatte, die Einlegung neuer Messer anordnete. Wenzel befaß den Vater abzustellen, und ließ die Mädchen an der Schnitzelmaschine, die von Lena bedient wurde, fertig einschleifen. Dann befaß er die Maschine anzuhalten.

„Und jetzt kommt herunter!“ rief er in rohem Tone und stellte sich auf die Platte vor dem Korbe, welcher durch eine Gittertür verschlossen war.

„So, jetzt reißt mir eine Einlage nach der anderen“, kommandierte er, dabei auf zwei Reihen der eingegrabten Stahleinlagen deutend, die vor ihm auf der Erde ausgebreitet lagen.

Lena hüdete sich und reichte sie ihm, wie er ihr befohlen, wobei sie ihm gleichzeitig die Einlagen mit den abgenutzten Messern abnahm. Ein Arbeiter mußte dabei langsam den Korb drehen, um das Einsetzen der Messer zu ermöglichen.

„Widel!“ schrie mit einemmale Wenzel, als Lena, am ganzen Leibe zitternd, ihm zum zweitenmale eine Einlage überreichte. „Bist du

blind?“ bemerkte er wütend. „So eine Berrückte brauchen sie auch nicht hergeben!“

Lena fiel die schwere Einlage aus den Händen und die Aermste wurde blaß wie eine Tote. Sie zitterte am ganzen Leibe, ihre Lippen wurden blau. Nur in ihren Augen leuchtete es wie ein Fieber.

„Kamel, ungeschicktes!“ brüllte sie Wenzel an. „Dich soll man ins Kübenhauß schicken, mit der Schaufel in der Hand und nicht an die Schnitzelmaschine. Heb es auf und steh hier nicht wie ein Stod!“

Lena versuchte sich zu bücken. Sie wählte jeden Augenblick umsinken zu müssen. Heiß und kalt zog es durch ihre Adern und vor den Augen wurde ihr schwarz. Endlich sagte sie die Einlage, stellte sie beiseite und reichte Wenzel die richtige hin.

„So eine Blöde!“ knirschte Wenzel noch durch die Zähne, indem er mit Hilfe des Sammers die letzte Einlage einlegte.

Endlich waren die Messer umgetauscht und Lena wollte wieder hinaufgehen.

„Laß die Maschine noch nicht los!“ rief er ihr nach und trat an die hintere Transmission, nahm eine Oelfanne, und nachdem er sich durch die jetzt still ruhenden Riemen durchgeschlungen, begann er die Lager der Wäse zu ölen. Lena bewachte jede seiner Bewegungen und zitterte vor Angst, als sie ihn jetzt in der gefährlichen Lage erblickte. Während er noch fochten sich zu ihr so roh benommen, sie beschimpfte und beleidigte, stand sie bewegungslos da und betete im Stillen, daß er nicht verunglücken möchte.

Als er fertig war und wieder hervortrat, fuhr er die immer noch starrende an: „Was tust du hier noch gaffen? Sollst du längst schon oben sein! Rieber Himmel, wie das ein Kreuz sein mit dem Marxen hier.“ bemerkte er noch, an die Arbeiter bei den Wagen sich wendend. Lena stand schon oben auf ihrem Plage.

Wenzel war mit sich selbst sehr zufrieden. Er hat sich wiedergefunden, er war wieder der alte Heißblut, rücksichtslos und waghalsig. Er nahm sich vor, Lena von der Schnitzelmaschine wegzubringen, denn sie stand ihm hier im Wege. Er ärgerte sich, so oft er sich umhau, ihren vornehmlichen Miß, ihre bleichen Wangen sehen zu müssen. Er füllte immer ihre Blide auf sich gefest, was er auch tun mochte. Das war ihm lästig. Er wollte so lange gegen sie heßen, bis der Adjunkt ihr andere Arbeit anweist. Den „Marxen“ wird gewiß niemand in Schutz nehmen wollen.

Erfreut durch den guten Anfang, befaß er der Tona, die andere Maschine abzustellen und ihm die Messer zu reichen. Die hat er aber ganz anders behandelt. Er scherte mit ihr, mußte sie auch gelegentlich in die Wade, und als sie ihm auch einmal eine falsche Einlage gab, schob er sie ruhig zurück und sagte nur: „Die andere, Widel, die andere!“

Wie war da Lena zu Mute, als sie dies alles bemerkte! Alle ihre Hoffnungen schwanden dahin und ihre Seele füllte sich mit einem Todeschmerz. Ein brennendes Gefühl, wie sie es noch nie empfunden, raste in ihrem Kopfe und in ihrer Brust. Alles, was sie bisher gelitten, war nichts im Vergleich dazu, was ihr noch bevorstand. Wenn er sie doch mit einem Stoß umbringen wollte! Wie oft wird sich das, was sie heute erduldet, noch wiederholen müssen, bis es sie endgiltig dahintrafft!

Wenn doch die Schläge sich schnell wiederholen wollten und immer heftiger, immer rasender, damit sie bald hin wäre. Das war also das Letzte, was ihr noch übrig blieb, die Sehnsucht, umgebracht zu werden! Wie lange noch muß sie darauf warten, wie lange noch?

Nun hatte sie also nichts mehr zu hoffen. Sie riß sich das neue Tuch vom Kopfe und kaufte an ihrem Haar. Jetzt ist schon alles gleich, wie sie aussieht. Ja, sie war mahelich ein Karr, daß sie noch gekostet hatte! Das war schließlich garnichts, daß Wenzel sie schimpfte und grobe Worte gebrauchte hatte. Schlägen hätte er sie gleich sollen, daß sie hinfiel und genug hatte! Das ist noch das Letzte Verlangen, die einzige Sehnsucht noch, die sie empfindet, gegen die das frühere Verlangen nach Wenzels Zärtlichkeiten garnichts gewesen ist.

Mit unbefählichem Mitleid beobachtete Lena das arme Mädchen. Ihre mitfühlende Seele empfand wohl, wie schwer Lena litt. Sie vergegenwärtigte sich alles, was der Bruder ihr erzählt hatte und was sie schon längst unbestimmt ahnte und aus eigenem Antriebe gut zu machen gedachte, indem sie zuerst mit Lena selbst, dann aber mit Heudil sprechen wollte. Danach, was sie von den beiden erfuhr, wollte sie dann weiter handeln. Darum warnte sie auch vorgestern den Bruder vor jedem übereilten Schritt.

Aber schon der erste Tag der Kampagne befehlte sie, daß hier viel Klugheit und Vorsicht bornnten. Doch hatte sie gehofft, bei Wenzel wenigstens soviel zu erreichen, daß er das Mädchen durch ein solches Betragen nicht in den Tod treiben möchte. Lena selbst gedachte sie zu trösten, indem sie ihr bewies, daß sie an einem Mann, der solcher Lieblosigkeit fähig ist, eigentlich nichts verliert und hoffte so die Weibenschaft des Mädchens wohlthätig zu dämpfen. Sie entließ sich, heute noch mit Lena zu sprechen, um ihr die Erkenntnis beizubringen, wie wenig sie von Wenzel zu erwarten hat und gleichzeitig zu erfahren, welche Absichten sie eigentlich für die Zukunft hegt.

Sie schloß sich ihr abends, als sie beide aus der Fabrik gingen, an und begann sofort:

„Ich möchte sie gerne etwas fragen“, sagte sie freundlich, obwohl sie merkte, daß Lena keineswegs zu einem Geplauder aufgelegt ist und ihr unliebsam davonlaufen möchte, gedrängt aus ihren Gedanken aufgeschreckt zu werden. „Bist du die Schwester von Heudil und mein Bruder erzählt mir alles, was Sie ihm erzählt haben. Ich bin mit dem Mädchen gut bekannt, das ihn gerne hat und ihn



